Feministisch-
theologische
Zeitschrift
November 2011
27. Jahrgang

FAMA 4

Spinnerinnen

EDITORIAL

Esther Kobel

In einer gängigen Redensart heisst es: «Spinnen am Morgen bringt Kummer und Sorgen, Spinnen am Mittag bringt Glück am dritten Tag, Spinnen am Abend – erquickend und labend.» Spinnen scheint demnach eine Tätigkeit zu sein, die je nach Umständen ganz unterschiedliche Auswirkungen haben kann.

Doch was spinnen Frauen, wenn sie spinnen, und wozu tun sie es? Über Jahrhunderte haben sie Spindeln in den Händen gehalten, Spinnräder getreten, dabei ihren Unterhalt verdient. Das Verfahren verfeinerte sich über die Jahrhunderte und Jahrtausende schrittweise, aber das Prinzip blieb immer das Gleiche: ein Verziehen und Verdrehen von Fasern endlicher Länge zu einem Garn, das theoretisch unendlich weitergesponnen werden kann. Die Qualität der verwendeten Fasern und die Art, wie sie versponnen werden, sind massgebend für viele Eigenschaften des später daraus entstehenden Textils. Endlos lässt sich das Spinnrad treten. Auch mit dem Gespinst lässt sich verweilen – beim Zwirnen, Weben, Stricken, Wirken, Nähen oder Sticken.

Die Wolle, die ich im Laden kaufen kann, ist doch viel feiner und obendrein ganz regelmässig und auf einem schönen Knäuel aufgewickelt. Spinne ich, wenn ich selber spinne? Wie oft habe ich mich über die Doppeldeutigkeit des Begriffs gefreut, wenn ich an Winterabenden scheinbar endlos das Pedal getreten habe und dabei dachte: Ja, ich spinne.

Weit mehr als gedrehte Wollfäden wird verarbeitet und produziert, wenn Frauen sich ans Spinnen machen. Durch das Spinnen findet die eine Ruhe und Erholung, den Ansatz zu einem neuen Lebensfaden die andere und Eingang in Märchen und Mythen die dritte. Was sich hier als Musse westlicher Frauen präsentiert, war zu anderen Zeiten lebensnotwendig, oft bitterer Ernst und eine grosse Last. So haben wir im vorliegenden Heft verschiedene Facetten, Hintergründe und manches mehr zum Thema Spinnerinnen zusammengetragen. Das Vielschichtige und oft auch Schillernde dieser Frauen, ihrer Tätigkeiten und der sie umgarnenden Traditionen und Geschichten widerspiegelt sich auch in der Bildstrecke, in der Moni Egger alte und junge Frauen, Spinnräder und Spindeln in Fotocollagen ineinander hat fliessen lassen.

TEXTILE TEXTFRAGMENTE

Nesina Grütter

Im ersten Testament den roten Faden des Spinnens zu finden ist nicht leicht. Es gilt, die wenigen Textstellen hierzu (Ex 35-36; Spr 31 und Jes 59) hervorzuzupfen und sorgfältig zu einem Zwirn zusammenzudrehen. Die wenigen Bibelverse erstaunen, wenn auf der anderen Seite archäologische Funde zeigen, dass das Spinnen im Alten Orient und in Ägypten über Jahrtausende hinweg zum Alltag gehörte: Dutzende von Spinnwirteln aus der frühen Eisenzeit (ca. 1000–800 v.u.Z.) wurden gefunden, z.B. auf Tel Kinrot, nahe Tiberias am See Genezaret.[1] Spinnwirtel sind (meist) scheibenförmige Gewichte, die am unteren Ende von Handspindeln befestigt werden. Noch heute wird diese Technik von Beduininnen angewendet.

WOLLE UND FLACHS

Die unterschiedlichen Grössen und Gewichte der einzelnen Spinnwirtel erlauben Rückschlüsse auf die so hergestellten Fäden und Garne. Das Wirtelgewicht ist bedeutsam, weil es die Drehung der Spindel beeinflusst. Grössere Wirtel erzeugen durch die langsame Drehung ein dickeres Garn, kleinere Wirtel führen zu feinerem Garn mit stärkerer Drehung. Je nach Faser (Wolle oder Flachs) können aus dem gesponnenen Faden Garne gezwirnt und Wollstoffe oder Leinen gewoben werden.[2] Auch in Ex 35,25-26 ist von den verschiedenen Fasern die Rede: *Und alle Frauen, die diese Kunst verstanden, spannen mit ihren Händen und brachten ihr Gespinst, blauen und roten Purpur, Scharlach und feine Leinwand. Und alle Frauen, die solche Arbeit verstanden und willig dazu waren, spannen Ziegenhaare.* Aus dem Kontext erfahren wir, dass diese Garne zu Teppichen und Vorhängen für die Stifthütte einerseits und zu Amtskleidern für den priesterlichen Dienst andererseits verwoben wurden. Das Bild von einem für das Heiligtum Gottes in Frieden und freier Hingabe spinnende und webende, schreinernde und einrichtende Volk (Ex 35-36), das mit seinem Handwerk Gottesdienst verrichtet, ist ein Stück heile Welt. Ihm gegenüber stehen Zeugnisse davon, wie hart es in der Textilherstellung hergegangen ist: Malereien aus ägyptischen Grabkammern zeigen Sklavinnen und Sklaven, die im Akkord spinnen, und Stoffherstellung als Knochenarbeit, deren Produkte auf dem Markt hohe Preise erzielen.

EINE POWERFRAU, WER FINDET SIE?

Den Stoff, aus dem eine Powerfrau (hebr. Frau der Kraft) gewoben ist, breitet Sprüche 31,10-31 vor uns aus. Das Idealbild ist mit Weisheit und Umsicht für andere gewirkt, aber auch mit der Kunst des Spinnens, des Webens und des Handelns mit Textilien: *Sie zieht Wolle und Flachs und verarbeitet es mit willigen Händen. Sie greift nach der Spindel und ihre Hände fassen den Spinnwirtel. Vor dem Schnee ist ihr nicht bange für ihr Haus, denn ihr ganzes Haus ist in Scharlach gekleidet. Sie macht sich selbst Decken; Linnen und Purpur ist ihr Gewand. Sie macht Unterkleider und verkauft sie und liefert dem Händler Gürtel* (Spr 31,13.19.21-22.24). Spinnen also ein lukrativer Verdienstzweig von Frauen, die mit Fleiss und Geschick ein Einkommen erzielen, um ihre Lieben zu versorgen.

STOFF MIT ZWEI SEITEN

Doch Spinnen ist nicht in sich gut. Auch beim Zwirnen von Fäden lassen sich krumme Dinger drehen! Mag der Faden noch so schön scheinen, an manch einem haftet das Blut der Finger, die ihn drehen – heute noch. Selbst die edelsten Fertigkeiten lassen sich für Schlechtes einsetzen. Das wirtschaftliche Gewicht und der Einfluss von Spinnerinnen mag dazu geführt haben, dass das Spinnen auch als Metapher für unheilsames Ränkeschmieden herhalten musste: *Sie brüten Natterneier und weben Spinnweben. Isst man von ihren Eiern, so muss man sterben, zertritt man sie aber, so fährt eine Schlange heraus. Ihre Gewebe taugen nicht zu Kleidern, und ihr Gespinst taugt nicht zur Decke. Ihre Werke sind Unheilswerke, an ihren Händen ist Frevel* (Jes 59,5-6). Dieser politisch-sozialkritische Prophetenspruch lässt uns aufhorchen: Auch wir können unsere Kunstfertigkeit und Alltagsarbeiten zu unser und anderer Schaden einsetzen. Genauso gut können wir mit ihnen aber Existenzen stützen und aufbauen, zum Segen für eine Gemeinschaft werden und unsere Arbeiten mit spiritueller Hingabe verrichten – als Beitrag zu Gottes buntem Teppich! ■

[1] www.kinneret-excavations.org

[2] Vgl. Walsh, Penny: Handbuch Garne. Geschichte, Herstellungstechniken und neue Trends. Bern u.a. 2007, 63.

Nesina Grütter ist wissenschaftliche Angestellte am Institut für biblische Archäologie und alttestamentliche Wissenschaft an der Christian Albrechts Universität zu Kiel.

AM WANDEL SPINNEN

Gesellschaftliche Umbrüche in der Neuzeit

Heidi Witzig

Spinnen ist eine uralte Arbeitstechnik: Fasern werden zu einem Faden verdreht (versponnen). Dieser Faden wird dann gestrickt, gehäkelt, gewoben – jedes Gespinst oder Tuch hat als Grundlage den gesponnenen Faden.
Eine so fundamentale Textilarbeit wie das Spinnen war tief verwurzelt im bäuerlichen Alltag und weitgehend Sache der Frauen. Vor der Mechanisierung in der Zeit um 1800 kannte man jahrhundertelang zwei Techniken des Spinnens, die Handspindel und das Tretrad. Die Produktion von feinem Garn geschah mit der Handspindel und erforderte viel Übung, Geschicklichkeit und Ausdauer; qualifizierte Handspinnerinnen genossen einen guten Ruf. Die gröberen Garne stellten die Frauen mit dem Flügeltretrad her; die Produktion war doppelt so schnell wie diejenige mit der Handspindel. Vorbereitungsarbeiten wie das Reinigen der Baumwolle oder des Flachses und die Nacharbeiten wie das Umspulen der gefüllten Spindeln zu Strangen waren einfach und wurden in der Regel von Kindern oder Grosseltern erledigt.

SPINNSTUBETEN UND SITTLICHKEIT

Spindeln oder Tretrad gehörten in praktisch jede Stube, bei Bauern- wie bei Handwerkerfamilien, in Stadt und Land. In erster Linie spannen die Frauen für den Eigenbedarf, häufig woben sie auch selbst. Dank der leichten Handspindeln war es möglich, zu so genannten «Spinnstubeten» zusammenzukommen. Die jungen Frauen spannen gemeinsam in einer Stube und sparten so Licht und Feuer, man konnte erzählen, lachen und klatschen – und es waren Gelegenheiten, mit jungen Männern zusammenzukommen, neben der Arbeit auch zu schäkern und nach getaner Arbeit zu tanzen. Die jungen Frauen der Heimindustrie belebten auch die Bräuche der traditionellen «Lichtstubeten». Die Samstagnächte waren berüchtigt für das laute «nächtliche Unwesen», das anlässlich dieser Zusammenkünfte getrieben wurde. Besonders Pfarrherren sahen die Sittlichkeit gefährdet und versuchten Verbote auszusprechen, konnten sich jedoch nie durchsetzen. Zu stark waren die Rituale der Kontaktaufnahme junger Frauen und Männer verwurzelt. Das Spinnen und Weben von Frauen für den Hausgebrauch hielt sich durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch bis zum Ersten Weltkrieg.

HEIMARBEIT UND UNABHÄNGIGKEIT

Der Flachs für die Leinenproduktion wuchs im eigenen Garten. Die Baumwolle hingegen, die zu feinen Garnen und Tüchern verarbeitet werden konnte, musste gekauft werden. Hier kam also Geld ins Spiel, und somit liess sich auch Geld verdienen. Die Baumwollspinnerei und -weberei ermöglichte auch Leuten ohne genügend eigenen Grund und Boden eine neuartige Existenz. Vor 1800 flogen und surrten die Spindeln und Spinnräder zunehmend auch in den Stuben von Heimarbeiterfamilien. In Gegenden mit karger Landwirtschaft entstand eine eigentliche Heimindustrie; an den Hängen des Bachtels und im Tösstal beispielsweise wurden so genannte Flarzhäuser gebaut: aneinander gebaute Hausteile, deren Stuben, in denen gesponnen und gewoben wurde, alle nach Süden ausgerichtet waren. Allenfalls war noch Platz in der Scheune für eine Ziege oder einen Hasenstall, aber im Wesentlichen lebten diese Familien vom Verkauf ihrer Gespinste und Tücher.
Diese Unabhängigkeit von Grund und Boden dank Geldverdienst rüttelte an einer jahrhundertealten Tradition: Macht und Prestige waren aufs engste mit dem Landbesitz verknüpft gewesen. Pächter oder Landlose gehörten zur minderprivilegierten bäuerlichen Unterschicht. Nur in den Städten existierten Kaufleute, die mit dem Handel Geld verdienten, oder auch Zünfter, die ein monopolisiertes Handwerk betrieben. Im 18. Jahrhundert wurde es möglich, auf dem Land ohne Boden und Tiere eine Existenz aufzubauen. Wir können uns kaum vorstellen, wie revolutionär diese Entwicklung – die so genannte Protoindustrialisierung, also die Industrialisierung vor der eigentlichen Industrialisierung – auf die damalige Gesellschaft wirkte. Reiche Bauerngemeinden zögerten nicht, Niederlassungsverbote für diese neumodischen Familien zu erlassen. In bäuerlich weniger attraktiven Gebieten jedoch hielt der Zustrom von NeuzuzügerInnen an. Im Zürcher Oberland vermehrte sich die Bevölkerung zwischen 1762 und 1836 um ein Drittel.

ARBEITSRHYTHMUS UND SONNTAGSSTAAT

Die moderne Heimindustrie-Bevölkerung unterschied sich in Arbeitsrhythmus, Essgewohnheiten und Kleidung stark von den traditionellen Familien: Gearbeitet wurde sommers wie winters von Sonnenaufgang bis

Sonnenuntergang in der Stube, der Rhythmus war nicht vom Wetter abhängig, sondern von der Nachfrage; gekocht wurde eher weniger, da die Frauen in den Arbeitsprozess eingebunden waren. Somit ging man zum Bäcker, zum Metzger und in den Spezereiladen und kaufte ein, was in hablichen Bauernküchen noch selbst gebacken, gebraten und gekocht wurde. Auch das Essen und Trinken «zwischendurch», der Konsum von Süssigkeiten und Leckereien hielt Einzug in den Stuben, wo die ununterbrochene Arbeit schläfrig und unaufmerksam machte. Dank des Bargeldes kauften Frauen wie Männer Kleider aus kostbaren Stoffen, verziert mit Spitzen – das traditionelle Vorrecht reicher Bauerntöchter auf den Kirchgang im exklusiven Sonntagsstaat, von Grossmutter und Mutter auf die Tochter vererbt, galt nicht mehr. Auch Kinder wurden unabhängig; sie verdienten selbst Geld und bezahlten ihren Eltern den so genannten «Rast» als Kostgeld – den Rest konnten sie behalten. Die traditionelle Welt stand sozusagen Kopf.

KONJUNKTUR UND MITTELSMÄNNER

Die Heimarbeit vor 1800 war nicht nur abhängig von der Konjunkturlage. Auftraggeber waren ausschliesslich Kaufleute aus der Stadt, die das Monopol für den Kauf der Baumwolle wie auch den Verkauf der Textilien innehatten. Mittelsmann zwischen städtischen Kaufleuten und den Heimarbeiterfamilien auf dem Land war der so genannte Fergger, der mit dem Traggerüst auf dem Rücken oder mit Pferden die Baumwolle brachte und die fertigen Tücher in die Stadt transportierte. Die Fergger wurden vor 1800 zu eigentlichen Kleinunternehmern, die auf eigene Rechnung spinnen und weben liessen. Aus diesen Kreisen entstand die ländliche Unternehmerschicht, welche dann nach 1800 erfolgreich demokratische Rechte und Unabhängigkeit von der Herrschaft der Stadt verlangte.

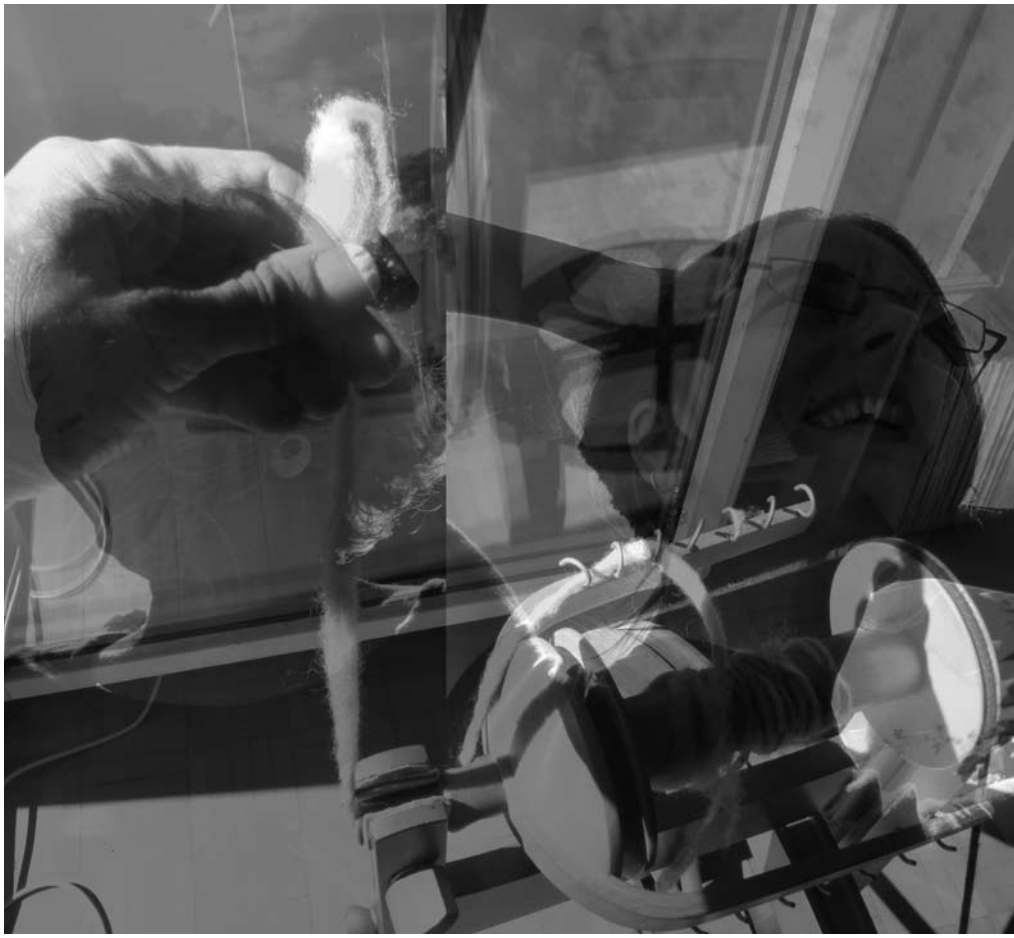
INDUSTRIALISIERUNG SCHAFFT KONKURRENZ

In diesen bäuerlichen und heimindustriellen Alltag brach die eigentliche Industrialisierung – also die Mechanisierung des Spinnens und Webens – mit Macht ein und vernichtete innert einiger Jahrzehnte die Arbeitsgrundlage der Heimarbeiterfamilien. In England waren um 1780 die ersten Spinnmaschinen entwickelt worden, die billiges Garn in nie gekannter Geschwindigkeit produzierten. Nach 1790 brach die schweizerische Handspinnerei unter dieser Konkurrenz zusammen. Gleichzeitig wurden die ersten Spinnmaschinen aus England eingeführt. Es war ein Glück für die kontinentale Spinnereiindustrie, dass aufgrund der Napoleonischen Kriege die Einfuhr von englischem Garn gestoppt wurde. So konnte die Spinnmaschine auf dem Kontinent im Lauf der nächsten Jahrzehnte weiterentwickelt werden.
Massenhaft siedelten sich mechanische Spinnereien am Lauf von Flüssen an, wo sich Antriebskraft gewinnen liess. Die arbeitslosen Spinnerfamilien teilten sich auf: Frauen und Kinder fanden in den Spinnfabriken Arbeit, die Männer suchten mit bäuerlichem oder gewerblichem Kleingewerbe einen Zusatzverdienst. Einige Familien sattelten auf das Weben von groben Tuchen um, was sich von den handwerklichen Anforderungen her realisieren liess. Aber die Not war gross; die ausbeuterischen Arbeitszeiten zu Hause wie in der Fabrik und die Abhängigkeit von der ständig schwankenden Konjunktur liessen viele Familien verarmen und auswandern. 1817 war zudem das Jahr der grossen Hungersnot.

ENDE DER HEIMWEBEREI

Ab Ende der 1820er Jahre brach auch die Heimweberei vor der Konkurrenz der englischen Webmaschinen langsam zusammen. 1832 zündeten Heimweber die erste mechanische Webefabrik in Uster an. Doch der Prozess liess sich nicht aufhalten, er dauerte allerdings jahrzehntelang. Ab 1850 standen nur noch vereinzelte spezialisierte Webstühle für Bunt- oder Seidengewebe in Heimarbeiterwohnungen. Auch die Weberei war – und ist – eine eigentliche Frauenindustrie. Die an textile Arbeit gewöhnten Frauen verliessen ihre Stuben und Flarzwohnungen, zogen mit ihren Familien ins Tal hinunter und begannen, in den Webereien zu arbeiten. ■

Heidi Witzig, 1944, Historikerin mit Schwerpunkt Frauen- und Alltagsgeschichte. Sie lebt in einer Frauen-Wohngemeinschaft in Winterthur.



IM VERBORGENEN WERDEN WIR BEKLEIDET

Spinntabu und Arbeitsfleiss

Kerstin Rödiger

«Und Gott machte selbst für den Menschen als Mann und für seine Frau Gewänder für die Haut und bekleidete sie.» (Gen 3,21). Gleich am Anfang der Bibel ist Gott um die Kleidung der Menschen besorgt. Die Kleider markieren den Übergang in eine neue Eigenständigkeit und Selbstverantwortung der Menschen. Kleider stehen in der Bibel oft für Würde und Ehre. So erhält der zurückgekommene Sohn vom Vater (Lk 15) neben Ring und Festessen auch ein Festgewand. Und bis heute geben Kleider über Status, Herkunft oder auch persönliche Wertvorstellungen Auskunft.

Diese kulturelle Bedeutsamkeit von Kleidung bringt heute eine finanzkräftige Bekleidungsindustrie mit grossen ModeschöpferInnen, Models und Zeitschriften hervor. Gemeinsam ist dem biblischen Text und der heutigen Modeindustrie, dass die Aufmerksamkeit dem Endprodukt gilt. Der Entstehungsprozess, also wie aus Flachs Garn und aus Garn ein Stoff und aus Stoff ein Kleidungsstück wird, bleibt unbeachtet. Selbst von Gott wissen wir nicht, wie SIE das bewerkstelligt: Bastelt, spinnt, webt oder strickt SIE die Gewänder?

UNSICHTBARE ARBEIT – FOLGENSCHWERE WERTUNG

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu vermutet in der Nebensächlichkeit der Kleinarbeit ein Wahrnehmungsmuster. Er schildert als Beispiel die Olivenernte eines Volkes am Mittelmeer, die wie folgt abläuft: Die Männer schütteln die Bäume in einem öffentlichen und einmaligen Akt, während die Frauen die anschliessende tagelange Arbeit des Einsammelns und Verarbeitens übernehmen. Bourdieu geht davon aus, dass sich über die körperlich ausgeführten Tätigkeiten Wertvorstellungen einprägen, die auch Geschlechterbeziehungen definieren. Setzt sich dieses Muster und der damit verbundene Geschlechtercode etwa bis heute fort? Leisten Frauen die mühselige Kleinarbeit im Verborgenen und oft in gekrümmter Haltung, ohne dafür die entsprechende Wertschätzung zu erhalten? Gerne möchte ich dem widersprechen. Es stellt sich also die Frage, wie die Arbeit des Spinnens gesellschaftlich bewertet wird.

EIGENSTÄNDIGKEIT …

Textilverarbeitung als Ganzes ist historisch gesehen neben der Landwirtschaft meist das zweitwichtigste Gewerbe, auch zur Zeit des Neuen Testaments in Israel. Spinnen ist die ausdrückliche Pflicht sowohl einer jüdischen Ehefrau als auch einer römischen Matrone. Und es ist wohl kein Zufall, dass wir eine biblische Frau namentlich kennen, die gerade in diesem Bereich ihr unabhängiges Einkommen erzielt: Lydia steht einem ganzen Haushalt vor und treibt Handel mit Purpurwolle (Apg 16-17). Folglich können wir uns Lydia als einflussreiche und selbständige Person vorstellen und somit der Behauptung widersprechen, dass Frauen in diesem Handwerk nur im Hintergrund arbeiten. Auch vom Mittelalter wissen wir von Zünften, denen nur Frauen angehörten, etwa der Seidenstickerei in Paris und Köln. Frauen können im Textilgewerbe sehr wohl Erfolg haben und sichtbar sein.

… ODER ZUDIENST

Andererseits ist das Spinnen nur eine Teilarbeit in der Textilbranche und eine der mühsamsten: Es brauchte im Mittelalter 15 Spinnerinnen, um genügend Garn für einen Webstuhl zu erarbeiten. Es braucht immer Arbeiten im Verborgenen, um das Eigentliche tun zu können, hier das Weben der Kleidung. So werden ab dem 13. Jahrhundert die selbständigen Frauenzünfte der Seidenstickerei immer mehr unter Druck gesetzt und die Frauen daraus verdrängt. Was bleibt, sind die vielen Spinnerinnen, die – nun allerdings nur als Tagelöhnerinnen aus den umliegenden Dörfern – die Weber mit Garn versorgen. Hier setzt sich vermutlich das Muster fort, dass Frauen die mühsame, aber kaum geschätzte Kleinarbeit im Verborgenen leisten.

ARBEITSTHERAPIE

Mehr noch, genau *wegen* der Unendlichkeit dieser Arbeit ist das Spinnen Frauenarbeit. Vor allem in der Antike wird der Gedanke formuliert, dass Spinnen dazu dienen soll, die Hände – und besonders die Gedanken – zu beschäftigen. Auf antiken bildlichen Darstellungen ist das Spinnen sehr häufig zu sehen. Es symbolisiert gleichsam die häusliche Umgebung und gleichzeitig das Ideal einer tüchtigen Hausfrau, obwohl die Antike Arbeit an sich überhaupt nicht schätzt. Diese wird sonst von männlichen und weiblichen Sklaven erledigt. Wozu also das fleissige Spinnen der Frauen? Tatsächlich ist es eine Art Arbeitstherapie. Eine ideale und tugendhafte Frau ist immer beschäftigt. Die spinnende Frau ist tüchtig und weise, sagt auch die Bibel

im Buch der Sprüche (31,19) und will so die tatkräftige Frau loben. Selbst freie Frauen dürfen auf keinen Fall dem Müssiggang verfallen, sonst kämen sie auf dumme Gedanken, so das Vorurteil. Müssiggang ist der Beginn allen Übels, aller Sünden und Laster. Frauen *müssen* also spinnen.

SPINNVERBOTE

Dies bleibt bis zum Mittelalter so. Jedoch existieren auch genaue und komplizierte Spinnverbote. So ist es strengstens untersagt, bei Mondlicht, zwischen den Jahren, an Fasnacht oder an den Sonntagen zu spinnen. Diese Verbote sind magisch aufgeladen mit Vorstellungen, dass dann etwa das eigene Leichentuch gewebt werde. Oder aber, dass das in den zwölf Nächten zwischen den Jahren gesponnene Garn besonders gegen Zauber und Unfälle schützen würde. So übernimmt der Volksglaube die Aufgabe, das Spinnen vor der Abwertung und der Bedeutungslosigkeit zu retten.

Trotzdem bleiben auch die Spinnverbote ambivalent. Vielleicht sind diese Begrenzungen der Spinntätigkeit aus schlauem weiblichen Kalkül entstanden, sich selbst eine Ruhepause zu gönnen, und spiegeln die Bedeutsamkeit der Arbeit wieder. Vielleicht aber wurden selbst hier Regeln entworfen, um ein Frauengebiet nicht einfach den Frauen zu überlassen, sondern sie auch darin noch kontrollieren und beobachten zu können.

GEGENGEDANKEN

Es bleibt also ein ambivalentes Bild, das wir in den gesellschaftlichen Bewertungen und Zuschreibungen für das Spinnen finden. Es ist eine Frauenwelt, die einerseits Raum schafft für selbständiges Arbeiten, andererseits aufgezwungen wird und dabei auch gar nicht als Arbeit geschätzt, sondern als Beschäftigungstherapie angeschaut wird.

Wenn wir auch von Gott nicht wissen, ob SIE spann oder wob, so spricht doch Jesus einmal in einem Gleichnis explizit vom Spinnen. Darin gibt er die Erlaubnis für den Müssiggang, weil so Raum für das Vertrauen in Gott entsteht: «Betrachtet die Blumen auf den Feldern, wie sie sich im Wachsen entfalten: Sie mühen sich nicht ab und spinnen kein Kleid.» (Mt 6,28). Und Jesu Gespräch mit Maria über Martha (Lk 10,38-42) erscheint mir auf einmal als wichtige explizite Erlaubnis für den Müssiggang und das, was sonst in der Antike nur ein Mann darf: Zuhören, Nachdenken und Lernen. Doch auch hier die Crux: Wertet er damit die mühsame Kleinarbeit der Schwester Martha ab? Oder ruft Jesus zu einer aufmerksamen Prüfung der von uns als wichtig erachteten Arbeiten und Mühen, die uns letztendlich vom Vertrauen und Sein ablenken? Auf jeden Fall beeindruckt, dass Jesus das Spinnen als wichtige weibliche Tätigkeit anspricht.

FRAUENWELTEN HEUTE

Die Welt der Textilien ist in zweifacher Hinsicht immer noch eine Frauenwelt. Auch wenn ich im Gegensatz zu meiner Mutter nicht mehr mit Handarbeit beschäftigt bin, um meine Aussteuer zu verschönern, so gibt es doch immer noch unzählige Frauenhände, die in dunklen Räumen unter dem Verbot, vor der Mittagspause austreten zu gehen, unsere Kleider herstellen. Und es gibt die Scharen von Frauen, die unendlich viel Zeit aufwenden, um in beinahe ebenso langdauernden Prozessen aus diesen Kleidern für sich welche auszuwählen und zu erwerben. Auch das scheint mir eine neue Art der Beschäftigungstherapie zu sein, die Energie bindet, die sonst auf etwas ganz anderes gerichtet sein könnte: auf's Nichtstun, Vertrauen und Lernen! ■

Dr. Kerstin Rödiger, 1976, Seelsorgerin in Baselland, Tochter einer Schneiderin.

AB IN DIE SPINNWINDE!

Marianne Reifers

Auf der Nacht in der Spinnstub'n,
da singen die Mädchen,
da lachen die Dorfbub'n,
wie flink geh'n die Rädchen!
Spinnt jedes am Brautschatz,
dass der Liebste sich freut,
nicht lange, so gibt es
ein Hochzeitsgeläut!
Kein Mensch, der mir gut ist,
will nach mir fragen,
wie bang mir der Mut ist,
wem soll ichs klagen?
Tränen rinnen mir übers Gesicht –
wofür soll ich spinnen?
Ich weiss es nicht. –
(Paul Heyse, Mädchenlied)

AUSSENBLICK

Ich ahne, dass ich in obigem Gedicht aus der Mitte des 19. Jahrhunderts einen Faden ausfindig gemacht habe, wie sich das Spinnen in seiner übertragenen Bedeutung in der deutschen Sprache versponnen hat. Nehmen wir Platz in der Spinnstube. Offenbar treffen sich hier die heiratslustigen Mädchen und spinnen zusammen an ihrem Brautschatz: Betttücher, Tischtücher, Hemden, Schürzen, Wiegenbänder. Wie es sich gehört. Die zukünftigen Männer machen sich lustig über dies und das. Es wird geneckt und gefoppt und gewitzelt. In einer Ecke hinten sitzt eine, die kann nicht mitmachen. Sie spinnt mit gekrümmtem Rücken vor sich hin, ihr Rad dreht sich. Verzweiflung dreht mit. Wofür soll sie spinnen? Sie ist schon in den Jahren. Keiner hat ihr je einen Antrag gemacht. Und keine fragt, warum sie nicht mit der Jugend lacht. Wir fragen auch nicht. Es ist lustiger dort, wo die Lacher herkommen. So verselbständigt sich ein Unmut unbeachtet in der Ecke. Er wird bedrohlich. Die Spindel dreht sich, das Spinnrad dreht sich und die Gedanken drehen mit. Sie drehen am Selbstwert, sie schrauben den Selbstwert hinauf und hinunter, versponnen, gesponnen, das

Garn verwickelt sich, es verheddert sich alles, es dreht und verdreht sich die ganze Welt. Sie dreht mit und sie dreht durch. Sie schreit. Der Schrei durchschneidet alle Lacher. Jetzt lacht sie schrecklich und allein, die Spinnstube lauscht entsetzt.
Die spinnt, sagen wir. Ja, die hat durchgedreht. Man hole den Doktor, er soll grad auch das gelbe Wägelchen bestellen, Spinnwinde einfach. Und wir sind einverstanden. Das muss wohl sein. Es ist gut, dass es einen Ort gibt für die Verbrecher und einen für die Spinner. Dann können wir und unsere Kinder ruhig schlafen. Man weiss ja nie, was sich die alles zusammenspinnen in ihrem Kopf. Die sind unberechenbar wie eine Spindel, wenn sie durchdreht. Man verliert die Kontrolle, der Faden verheddert sich, und man kann ihn nicht mehr entwirren. Wirr, irr, verloren. Verwahren muss man sie. Hinter Mauern dürfen sie gerne spinnen, aber bitte nicht unter uns.

INNENBLICK

Wofür soll ich spinnen? Ich habe keinen, der nach mir fragt und ich habe keine Aussicht auf Liebe. Mich will niemand. Ich muss 365 mal im Jahr putzen, kochen für meine schwächliche Mutter, die mich dazu noch behandelt wie ein Kind. Ich entfliehe ihr einmal pro Woche in die Kirche und einmal in die Spinnstube. Doch da ist auch kein Himmel für eine ältliche Jungfer. Wofür, für wen, was sollte ich spinnen? Damit der Schrank sich füllt? Der ist schon voll. Das Leben leer. Es dreht sich in meinen Händen, sticht unerkannt ins Herz. Ich drehe, sinne, spinne, sehe wirre Fäden, kein Gewand. Es entgleitet mir die Spindel. Sie springt davon, ich hinterher, ich erhasche sie und sie mich. Weh mir! Sie dreht mich, mein Stuhl dreht sich, alles dreht sich, ich werde selber zur Spindel, die sich dreht wie verrückt, so werde ich verrückt, es spinnt mit mir, ich spinne. Ich habe mich verloren, bin verloren. Ich habe mich versponnen und spinne. Es dreht mich, dreht sich immer schneller, bis niemand mehr versteht, was mit mir geschieht. Und ich verstehe nur, dass ich schreie und unkontrolliert lache. Dann sagen alle: Die spinnt. Seht euch die an, die spinnt! Man muss sie versorgen. Ab mit ihr, in die Spinnwinde.

DIE SPINNWINDE

Es ist eine Winde. Eine Art Estrich. Auf der Spinnwinde verwahrt man Menschen, die wirr sind. Man versteht sie nicht. Sie stören im Alltag, machen Angst. Die Zeit steht still. Es lagert sich der Staub ab. Selten geht mal eine auf die Winde. Man besucht sie nicht gerne, der stickigen Luft wegen. Und weil der Ort wie ein Sarg wirkt. Man darf dort sitzen und vor sich hinspinnen. Man darf sticken und stricken und Silberpapier glätten. Man darf ein wenig fluchen. Und auf den Boden spucken. Und wer nicht gehorcht, wird in die Deckelwanne gesteckt oder an den Stuhl gefesselt. Interessant ist, dass es auf der Spinnwinde eine Männerabteilung gibt. Es wohnen dort Männer, die spinnen, obwohl die Männer nicht spinnen wollen. Aber wenn sie durchdrehen, dann spinnen sie wie die Frauen.
Arme Männer! Arme Frauen!

RICHTIGSTELLUNG

Ich stelle richtig, dass diese Beschreibung der Psychiatrie auf die Mitte des 19. Jahrhunderts passt. Damals wurden die ersten Irrenanstalten gebaut. Ich stelle richtig, dass heute die Psychiatrie eine Abteilung der Medizin ist und die Menschen medikamentös behandelt werden.

FESTSTELLUNG

Die Gründe, warum jemand spinnt, sind geblieben. Mögen sich die Kliniken verändern! Die soziale Isolation und die innere Einsamkeit, das Drehen an Ort und Sich-Verdrehen und - Verspinnen hat sich nicht geändert. Die Reaktion der Mitwelt auf jemanden, der oder die spinnt, ist dieselbe geblieben. Die Psychiatrie ist immer noch ein Ort, der Angst macht und gemieden wird.

SPRACHE

Offiziell nennt man die Klinik Psychiatrische Dienste, intern und extern. Unter den Patientinnen und Patienten kursiert der Begriff Spinnwinde munter weiter. Er trifft es besser. Auch heute sind PatientInnen stigmatisiert, sie werden weggestellt und leicht vergessen. Die Arbeitswelt braucht tragfähige Menschen, die sich jeder Situation anpassen können. Wer in der Spinnwinde war, braucht weiterhin Rücksicht. Der Faden bleibt brüchig, es kann wieder durchdrehen, es gibt keine Gewähr. Man ist ein Risiko.

DIE VOGELMUTTER

Frau S. lebt in der Klinik. Sie ist psychotisch gewesen, jetzt geht es ihr wieder besser, obwohl sie noch verfahren wirkt und geschwächt. Die Verantwortliche der Abteilung, der Frau S. zugeteilt ist, fragt die Seelsorgerin, ob sie bereit wäre, mit ihr in die Wohnung zu gehen, sie brauche ein paar Sachen und vom Personal sei niemand abkömmlich. Die Seelsorgerin ist bereit, diesen Dienst zu übernehmen. Frau S. ist verlegen, als die beiden die Treppe zu ihrer Wohnung hochsteigen. Es sei nicht aufgeräumt, sie habe durchgedreht, gesponnen, wie man so sage. Da hätte sie etliches anders gemacht als sonst. Sie müsse sich nicht entschuldigen, meint die Seelsorgerin, zusammen könne man vielleicht Ordnung machen? Beide treten in die Wohnung ein. Von Chaos keine Spur. Alles ist aufgeräumt, ausser in den Ecken hat es kleine Kunstwerke, die keine Kunstwerke sind, weil sie nicht symbolisch sind, sondern real. Sie habe geglaubt, ihre Kinder seien verzauberte Vögel, da habe sie für jedes ein Nest gebaut. Jede Ecke ist mit Tüchern und Tellerchen und Brot und Blumen gestaltet. Die Seelsorgerin würdigt die Werke. Sie sorgen gut für Ihre Kinder, Frau S., Sie sind eine gute Mutter. Da strahlt sie, es spiegelt sich eine Schönheit in ihrem Gesicht, die vorher nicht dagewesen ist. Ich finde, wir müssen nichts wegräumen, das hat noch Zeit. Frau S. atmet auf. Sie öffnet die Fenster. Damit sie heimkommen können. Es scheint immer noch nicht ganz sicher, ob die Kinder nun entzauberte Vögel sind. Ich wünsche Ihnen, dass Ihre Kinder bald auf Besuch kommen. Frau S. macht eine abweisende Handbewegung. Die wohnen in Amerika. Und in Ungarn. Vielleicht wäre es für die Kinder einfacher, zu ihrer Mutter zu fliegen, wenn sie Vögel wären, denkt die Seelsorgerin. Der übergrosse Wunsch, die Kinder zu sehen, hat sich in der anonymen Blockwohnung verselbständigt und hat Frau S. in sich versponnen, so dass sie Wunsch und Realität nicht mehr auseinander halten konnte. Sie ist eine Vogelmutter geworden. ■

Marianne Reifers ist Lehrerin, Pfarrerin, Mutter. Geboren 1947. Seelsorgerin in der Klinik Königsfelden in Windisch 1992 bis 2002. Wohnhaft in Luxor, Ägypten.

MÄDCHEN AM ÜBERGANG

Spinnen und Initiation im Märchen

Moni Egger

Es ist ein Samstag im Frühling. Ein Dutzend Mädchen und Frauen hocken fröhlich quasselnd im Wald. Es ist leicht zu merken: Ein bisschen dient die Fröhlichkeit dazu, die Aufregung zu vertuschen – bei den Frauen kaum weniger als bei den Mädchen.

WEISSE, ROTE, SCHWARZE FRAUEN

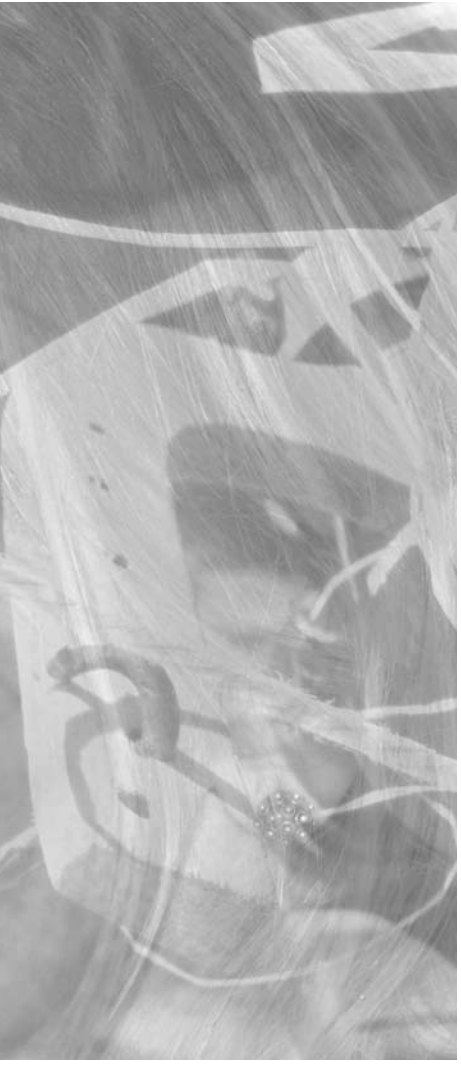
Es ist Mädchentag. Ich platze vor Freude und Stolz, dass die Tochter einer Freundin mich als ihre Begleiterin ausgewählt hat. Wir sitzen im Kreis auf dem trockenen Waldboden und hören von den weissen Frauen, den roten und den schwarzen, also von den jungen Frauen, die noch auf die Menarche warten, den menstruierenden Frauen und jenen, deren Menopause schon einsetzt. Reihum bekennen wir uns zu einer Farbe. Die Mädchen fast flüsternd, wir Roten und Schwarzen selbstbewusster – wir haben im Lauf des Lebens gelernt, über solches zu sprechen. (Aber, oh, ich erinnere mich noch gut an den Schrecken der ersten roten Flecken in der Wäsche und an die zwei Tage, bis ich den Mut aufbrachte, mit meiner Mutter zu reden!)

GLÜCKSMARIE

Dann hören wir von der Glücksmarie, deren Spindel in den Brunnen fällt, die im Land der Brunnentiefe aufs pochende Leben stösst und auf Frau Holle. Bei Frau Holle lernt sie ihre eigene Tiefe kennen, lernt das Leben als Frau und kommt reich beschenkt nach dieser Phase der Initiation wieder heim, auf die Oberfläche der Erde. Eine Ahnung solcher Initiation liegt über unserem Kreis im Wald. Die Wahrheit des Märchens ist fühlbar. Und so springen unsere Mädchen symbolisch in den Brunnen, verbringen eine Zeit allein im Wald, tauchen dann aus dem Brunnen wieder auf, treten in den Kreis der Frauen. Sechs Stunden im Wald genügen zwar nicht als Brunnenzeit, aber schon die Ahnung ist nahrhafte Kost für uns schwarze, rote, weisse Frauen.

MÄRCHENWISSEN

In Volks- und Zaubermärchen wird solches Wissen seit Jahrhunderten weitergegeben. Von Mund zu Ohr zu Herz, von Generation zu Generation. Vom vielen Erzählen und Hören wurde das Wissen geschliffen, zur Weisheit gehärtet wie Bernstein. In vielen Mär-



chen treffen Mädchen oder junge Frauen auf eine weise Alte. Diese Hexe, Zauberin, dieses Mütterchen lebt oft mitten im Wald oder auf einem Berg oder, wie Frau Holle, im Land der Brunnentiefe. Oft ist sie zwiespältig, vereint positive und negative mütterliche Aspekte, also lebenspendende und verschlingende. Diese schwarzen Frauen sind Initiationsmeisterinnen und führen als solche die Initiandin ins Leben als Frau ein. Sie stehen aber auch in enger Verbindung mit dem Tod. Bei Frau Holle zeigt sich die dunkle Seite nur noch in ihren abstehenden Zähnen, die Furcht auslösen. Ein Teil ihrer lebensgefährlichen Kraft wurde in die Figur der Stiefmutter ausgelagert, die das weinende Mädchen in den Brunnen schickt. In anderen Märchen sind beide Seiten – die nährende und die verschlingende, die bergende und die bedrohende – deutlicher in ein und derselben Frau vereint. Das ist bei der osteuropäischen Baba Jaga besonders klar zu sehen. Nach Ingrid Riedel gehören das Erkennen der Sterblichkeit und die Erfahrung von Tod zusammen mit dem Entdecken der Sexualität wesentlich zum Erwachsenwerden. Und so scheinen all diese Elemente in den Initiationsmärchen auf. Im Frau Holle Märchen ist die Todessymbolik mit dem Sprung in den Brunnen deutlich und klingt wie gesagt auch im furchterregenden Aussehen an. Sexualität bleibt hier noch ganz auf der Seite des Mädchens, da ist das Blut und da sind die Äpfel, die Früchte der Erotik, die es zu pflücken gilt, wenn sie reif sind.

PHASEN DER INITIATION

Eine Initiation besteht normalerweise aus drei Phasen: In der präliminalen Phase wird das Mädchen von der bisherigen Umgebung getrennt. Im Märchen wird es häufig von der Mutter oder Stiefmutter vertrieben. Die liminale Phase ist die Phase der Todesnähe, der Sprung in den Brunnen, das Sichverirren im Wald, der aussagekräftige Traum. Hier trifft das Mädchen die Initiationsmeisterin. Schliesslich geschieht in der postliminalen Phase die Wiedereingliederung in die Gesellschaft. Das wird im Märchen oft durch eine Hochzeit ausgedrückt, also der harmonischen Integration der weiblichen und der männlichen Seite. Im Frau Holle Märchen kommt Marie als Goldmarie zurück. Die Situation, die sie zu Hause vorfindet, ist die gleiche geblieben. Aber sie selbst hat sich ganz und gar verändert.

SPINNEN ALS WEISHEITSHANDWERK

Nun aber ist es höchste Zeit, die Verbindung von alledem zum Spinnen zu beschreiben! Das von Frauengeneration zu Frauengeneration weitergegebene Wissen vom Frausein wird in Märchen und Mythen oft im Bild des Spinnens ausgedrückt. Beim Spinnen wird aus wirren, unförmigen Fasern in sorgfältiger Handarbeit ein Faden, eine verwertbare Ordnung. Verschiedene Stränge werden miteinander verzwirbelt, die drehende Bewegung des Fadens, der Spindel oder später des Spinnrads trägt die Ewigkeit des Kreises in sich. Spinnen braucht Fingerspitzengefühl und Geduld, hängt zusammen mit dem Zyklus der Natur (Flachsanbau und Schafzucht), ist meditativ und schöpferisch. All das sind Komponenten von Weisheit.

SPINNEN ALS SCHICKSALSHANDWERK

Schon in der Antike gilt Spinnen wegen seiner ordnenden Kraft als Schicksalshandwerk. In der griechischen, der römischen und der germanischen Kultur sind es drei Frauen, die sich um dieses Handwerk kümmern. Sie spinnen die Lebensfäden der Menschen und bestimmen ihre Länge. Ihr Spruch ist unumgänglich. Die griechischen Schicksalsfrauen, die Moiren, sind die Töchter der Nacht, Schwestern des Todes und der Träume. So jedenfalls heisst es in Hesiods Theogonie. Als solche stehen sie über den Göttern und ihrem Schicksalsspruch ist selbst Zeus ausgeliefert. Allerdings gibt es eine jüngere Überlieferung, in der die Moiren als Töchter von Zeus bezeichnet werden. Hier ist ihre Macht deutlich beschnitten, sie haben nurmehr Sekretärinnenstatus und führen aus, was Zeus an Schicksal für die Menschen bestimmt. Ein frühes Zeugnis der Verdrängung weiblicher Macht.

SPINNHELFERINNEN

Auch in den Märchen gibt es Schicksalsspinnerinnen. Die bekannteste ist vielleicht die alte Frau in der obersten Kammer im Dornröschenschloss. Aber auch Frau Holle ist dazu zu zählen, obwohl sie nur in einigen Varianten spinnt. Verbreitet ist zudem das Motiv der Spinnhelferinnen (so z.B. in Grimms «Die drei Spinnerinnen»). In ihnen lebt die Erinnerung an die drei mythologischen Schicksalsfrauen weiter, wenn sie auch oft stark verweltlicht ist. Diese drei Spinnhelferinnen spinnen für eine junge Frau, die mit dieser Arbeit hoffnungslos überfordert ist. Dank ihrer Hilfe findet das Mädchen einen Bräutigam und wird Königin.

SPINNEN IST WEIBLICH

Spinnen ist nicht nur in der Mythologie, sondern auch konkret als Handwerk seit Urzeiten mit Frauen und Weiblichkeit verbunden. Spinnen ist eines der ältesten Handwerke überhaupt und lag über Jahrtausende ganz in den Händen von Frauen, vom Flachsanbau bis zum fertigen Faden. Die enge

Verbindung zeigt sich zum Beispiel in der mittelalterlichen Rede vom «Spinnmagen» für die weibliche Verwandtschaft, während die männliche «Schwertmagen» heisst. Sie zeigt sich in unzähligen Märchen darin, dass die Heiratsfähigkeit von der Spinnkunst der jungen Frau abhängt (ein Motiv, das offenbar direkt aus der Wirklichkeit gegriffen ist). Aber auch darin, dass das Spinnen ganz einfach vorausgesetzt wird. Im Märchen spinnen Frauen jeden Alters, jeden Standes. Dass mit dem Spinnen im Märchen mehr gemeint ist, als die handfeste Spinn-Wirklichkeit, lässt sich unter anderem an den vielen Stellen ablesen, in denen die Initiation eines Mädchens durch Spinnen geschieht oder zumindest ganz eng damit verbunden ist.

SPINNEN UND HÜTEN

Oft wird im Märchen das Spinnen mit dem Hüten von Tieren kombiniert (auch dieses Bild stammt aus der Wirklichkeit, ehe die Spinnerinnen durch das Spinnrad ans Haus gebunden waren). Hirten und Hirtinnen im Märchen hüten aber nicht nur ihre Herden, sondern auch ihre inneren Tiere: Sie sorgen für ihr Wohlergehen, halten sie zusammen und im Zaum. Beim Hüten lernen sie ihre eigenen Triebe zu umsorgen und wohlwollend zu integrieren. «Die Gänsehirtin am Brunnen» hütet die Gänse der weisen Alten und spinnt mit ihr zusammen. Durch diese innere Arbeit reift sie zur Frau, verarbeitet das kindliche Trauma und wird schliesslich Königin. Die junge Frau in «Die Nixe im Teich» erhält von der weisen Alten ein goldenes Spinnrad und gewinnt durch Spinnen ihren Mann aus den Fängen der Nixe zurück. Nachher aber muss sie noch lernen, ihre Triebe zu hüten, um von der Angst vor ihnen nicht überschwemmt zu werden: Sie verliert ihren Mann aufs Neue und erst nach Jahren als Schafhirtin findet sie ihn wieder – nun ist sie bereit für ein erfülltes Zusammensein.

SPINNEN UND ORDNEN

Die spinnenden Mädchen und Frauen lernen, angeleitet von der weisen Alten, ihren eigenen Lebensfaden in die Hand zu nehmen. Sie spinnen aus dem Chaos der bisherigen Erfahrungen einen «roten Faden» ins Leben. Ich denke wieder an unseren Waldbodenkreis am Mädchentag. An diese Mädchen, die sich unter dem Handwerk des Spinnens kaum mehr etwas vorstellen können und doch von seiner symbolischen Ebene berührt und geführt werden. Und beim Kramen nach der Erinnerung an meine eigene Zeit des Übergangs vom Kind zur Frau, als das Leben zum Chaos wurde, alles in Bewegung, alles unsicher, neu, faszinierend, verwirrend, fällt mir erst auf, dass da eine ältere Freundin war, die meine wirren Fäden aufgenommen hat und mir half, daraus den Anfang eines Strangs zu drehen.

SYMBOLISCH, MYTHOLOGISCH, KULTURELL

Im Märchen treffen sich die symbolische, die mythologische und die kulturelle Ebene des Spinnens. Wenn das Mädchen in «Die drei Spinnerinnen» einen ganzen Raum voll Flachs spinnen soll und das in einer einzigen Nacht, dann kann das auch heissen, dass sie zur Heirat noch nicht bereit ist. Das Bild stammt zwar ganz konkret aus dem Leben, mussten doch die jungen Frauen ihre Mitgift selbst zusammenspinnen. Die Bedeutung aber liegt tiefer. Das Spinnen überfordert das Mädchen. Das Flachschaos ist unfassbar gross, wie um alles in der Welt soll daraus eine Ordnung entstehen können? Das kann das Mädchen wahrhaft nicht allein bewältigen! Für diese Aufgabe, für diesen Lernprozess, braucht sie die Hilfe von anderen Frauen, den Schicksalsfrauen, den Spinnhelferinnen. Auf der realen, kulturellen Ebene hat dieses sehr häufige Märchenmotiv subversive Kraft: In vielen Varianten ist das Mädchen ganz einfach zu faul zum Spinnen. In der Lo-

gik der Zeit ist das skandalös und führt geradewegs in ein schändliches Lasterleben. Im Märchen aber wird die Faule Königin!

NOCH EINMAL GOLDMARIE

Die Goldmarie aus «Frau Holle» spinnt gemeinsam mit der Schwester tagaus tagein. Die Mädchen, und auch hier kommt das Bild aus dem ganz konkreten Alltag, tragen zum Familienunterhalt bei. Wenn das Mädchen die Spindel verliert, ist dieser gefährdet. Aber weil Märchen weit mehr sind als Sozialgeschichte, trägt auch hier ein tieferer Sinn das Bild. Marie spinnt und tut damit noch unbewusst, was Mädchen und Frauen halt so tun. Erst als die Finger blutig werden von der Arbeit, schreckt sie auf. Der blutende Finger wird in der Auslegung oft mit dem Blut der ersten Menstruation in Verbindung gebracht. Auf jeden Fall sind im Blut Lebenskraft und Lebensgefährdung deutlich nah beieinander. Marie sieht die beschmutzte Spindel und kann mit einem Mal nicht mehr wie in der Kindheit gedankenlos spinnen. Nun hat das Spinnen plötzlich etwas mit ihr selbst zu tun: Das Leben erwartet sie. Das ist zuerst ein Schock. Marie will das Blut abwaschen, die unbewusste Unbeflecktheit der Mädchenjahre zurückhaben. Dabei fällt ihr die Spindel aus der Hand und verschwindet in der Tiefe des Brunnens. Marie verliert ein Stück weit sich selbst, ihr eigener Faden ist abgerissen, ihr bisheriges Leben entgleitet ihr. Und so hat die Stiefmutter recht, wenn sie die Tochter in den Brunnen springen heisst. Es gibt keinen anderen Weg, Marie muss ihre Spindel wieder holen, muss ihr nachspringen, in die eigene Tiefe. Für Marie aber ist es ein schwerer Weg, voll Angst ins Ungewisse.

VON MÄDCHEN UND FRAUEN

Damit Marie nicht in der Brunnentiefe stecken bleibt, braucht sie die eigene Aufmerksamkeit für das, was das Leben ihr zuruft (Äpfel schütteln, Brot herausziehen) und genauso die Begleitung der weisen Alten. Ingrid Riedel hebt hervor, wie wichtig ältere Freundinnen für die Mädchen am Übergang zur Adoleszenz sind. Wenn sie sich von der Mutter lösen müssen, werden Tanten, Grossmütter, Patinnen zu Übergangsbegleiterinnen, zu weisen Frauen. Die Mütter müssen ein Stück weit zur Stiefmutter werden, müssen die Tochter loslassen, wegschicken, vertreiben, damit sie als junge Frau ihren eigenen Weg gehen kann. Und dieser Weg kann umso leichter gelingen, wenn die junge Frau im Wald und in der Brunnentiefe einer weisen Helferin begegnet.

SCHWARZE, ROTE, WEISSE FRAUEN

Zum Schluss des Mädchentags gibt es eine Erzählrunde. Wir sitzen wieder auf dem nun sonnig aufgewärmten Waldboden. Wir älteren denken zurück an unsere weissen Tage und den Übergang zu den roten. Wir erzählen, was uns über unser eigenes Frauwerden und Frausein gerade in den Sinn kommt. Es sind kurze Geschichten vom Ichwerden; es sind vielfasrige Fäden, die zu Strängen von Frauenleben versponnen werden. Die jüngeren lauschen mit offenen Mündern. Sie saugen unsere Geschichten in sich auf. Und wir haben unsere helle Freude an diesen starken Mädchen, die ins Frausein reifen wollen. ■

Die erwähnten Märchen sind alle aus der Sammlung Grimm und im Internet leicht zu finden.
Infos zum Mädchentag in der Zentralschweiz: www.umainstitut.ch.

Moni Egger ist FAMA-Redaktorin, Theologin, Märchenerzählerin und gerade dabei, das Spinnen zu lernen.

«WÄHLE DAS LEBEN!»

Schicksal und Selbstbestimmung

Franziska Loretan-Saladin

Mit dem Spinnen und den gesponnenen Fäden verbinden sich verschiedene Redensarten. Dazu gehört das Bild des Lebensfadens, der dünn werden oder gar reissen kann, wenn ein Leben zu Ende geht. Die Vorstellung eines bemessenen Lebensfadens hängt mit dem Mythos von drei Frauen zusammen, den Moiren oder Parzen, die das Schicksal der Menschen bestimmen. Klotho, die erste Moira, spinnt den Lebensfaden an. Die zweite, Lachesis, bemisst die Länge des Fadens. Die dritte schliesslich, Atropos, schneidet den Faden ab. Die Mythologie kennt verschiedene Varianten dieses Schicksalsglaubens. Die Spindel gilt als Attribut von Schicksals- und Muttergöttinnen. Spinnen und Weben werden mit Fruchtbarkeit und Geburt verbunden. So finden wir auch in den Märchen «gute» und «böse» Frauen, die an der Wiege eines Neugeborenen diesem sein Schicksal zuspinnen.

MEIN LEBENSFADEN

Ich versuche, mir mein Leben als gesponnenen Faden vorzustellen. Mal ist er dicker, mal dünner, einfarbig oder bunt, glatt oder rustikal, je nach dem, ob Klotho fürs Spinnen Wolle oder Seide oder was auch immer verwendet. Stück für Stück zeigt sich der Faden und damit der Lauf meines Lebens. Dieser Faden muss Spannungen aushalten. Er kann sich dehnen, verwickeln und wieder entwirren, was halt in einem Leben so alles vorkommt. Wenn sich mein Lebensfaden mit anderen Fäden verwebt, entsteht etwas Neues: ein Seil, ein Stoff, ein Teppich. Doch da ist nicht nur Klotho, die Spinnerin. Lachesis, die Loserin, bestimmt über mein Los und Atropos, die Unabwendbare, schneidet, wenn die von Lachesis festgelegte Länge erreicht ist, den Lebensfaden durch.

So schön die Vorstellung ist, meinen Lebensfaden aus den Händen von drei Frauen zu erhalten, erschreckt mich doch die Unabwendbarkeit meines vorbestimmten Schicksals. Habe ich denn keinen Einfluss darauf? Kann ich den Lebensfaden nicht selber in die Hand nehmen und über mein Schicksal bestimmen?

WER HAT DEN FADEN IN DER HAND?

Wie der Faden der Ariadne ziehen sich existenzielle Fragen durch das Labyrinth der Menschheitsgeschichte und der individuellen Biografien: Wer schenkt Leben? Wer bestimmt dessen Qualität,

den Ort und die Umstände der Geburt, Freud und Leid? Wer bemisst des Lebens Länge? Warum muss der eine so jung sterben? Warum wird eine andere nicht von ihrem Leiden erlöst?
Die drei Moiren können darauf eine Antwort sein. Das Schicksal der Menschen liegt in ihren Händen. Es ist nicht einfach dem blinden Zufall überlassen. Aufgrund ihrer gleichmässig drehenden Bewegung wird die Spindel zum Symbol unabänderlicher Gesetzmässigkeiten. Dem Ratschluss der Spinnerinnen wird Sinn und Vernünftigkeit zugetraut. Am Menschen liegt es, sich dem Schicksal bedingungslos anzuvertrauen. Die Philosophen der Stoa übten dies in grosser Gelassenheit. Doch es können auch Zweifel auftauchen: Schicksalsschläge oder Katastrophen vertragen sich schlecht mit weiser Vorsehung. Die Möglichkeit, frei zu entscheiden und Verantwortung zu übernehmen, beisst sich mit dem von aussen zugeteilten Los.
Im Folgenden werde ich einigen biblischen Fäden zu Vorstellungen von Schicksal und Vorsehung nachgehen.

MIT GOTT. VON ANFANG AN

Die Frage nach Schicksal oder Vorsehung taucht im Ersten Testament erst in den jüngeren Schriften auf. Am Anfang des Volkes Israel steht der Auszug aus Ägypten und damit die Erfahrung des rettenden Handelns JHWHs, des Gottes Israels, am Schilfmeer. Diese Erfahrung verbindet sich später mit der Vorstellung eines göttlichen Ursprungs der Welt mit ihren Lebewesen und Menschen. Eine göttliche Handlung am Anfang – so die amerikanische Theologin Elizabeth A. Johnson –, lässt «die menschliche Erfahrung erkennen, dass wir unsere Existenz oder das Dasein dieser Welt letztlich nicht unserem eigenen Tun zuschreiben können. Einfach zu sein ist schon ein Geschenk.»[1]
Das schöpferische Werk Gottes wird in unterschiedlichen Metaphern beschrieben, unter anderem als Frauenarbeit beim Gestalten mit Ton (Gen 2,7) oder inspiriert vom Spiel der Frau Weisheit (Spr 8,27-31). Gott, «die freiwillig und grosszügig Leben schenkt, ist an der Schöpfung weiterhin intensiv beteiligt – sie umsorgt, fördert und erzieht sie.»[2] So bleibt des Menschen Schicksal von Anfang an mit Gott verbunden, wenn ihre Wege auch oft unerforschlich und unbegreiflich sind. Gott ist frei in ihrem Wirken. Doch auch Israel ist frei und kann sich entscheiden: «Ich habe euch heute das Leben und den Tod vorgelegt, den Segen und den Fluch. Wähle das Leben!» (Dtn 30,19). Göttliches Handeln und menschliche Aktivität, göttliche Vorsehung und menschliche Freiheit müssen nicht gegeneinander ausgespielt werden.

ERFAHRUNG VON LEID

Dennoch kann das Vertrauen in Gottes segensreiches Wirken durch konkrete Erfahrungen erschüttert werden. Auch die Frommen müssen Krankheit und Leid hinnehmen. Dadurch erfährt der Zusammenhang zwischen Tun und Ergehen eine Krise. Die Zustimmung zu allem, was aus Gottes Hand kommt, steht neben klagendem Protest. So kann zum Beispiel Hiob zu Beginn seines Unheils noch seiner Frau erwidern: «Das Gute nehmen wir doch auch an von Gott, und das Böse sollen wir nicht annehmen?» (Hiob 2,10). Später jedoch wendet er sich in vorwurfsvoller Klage an Gott: «Mach mich nicht zum Verbrecher, lass mich wissen, warum du mit mir streitest! … Gedenk doch, dass du mich wie Lehm gemacht hast – und zu Staub willst du mich zurückkehren lassen. … Warum hast du mich denn aus dem Mutterschoss gezogen? Wäre ich doch gestorben, ohne dass ein Auge mich gesehen hätte!» (Hiob 10,2.9.18). Hiob beharrt auf seiner Schuldlosigkeit. Doch trotz und in seinen bitteren Klagen über das unverständliche Leid hält er an Gott fest.
Andere Töne klingen bei Kohelet an. Hier sind neben dem Lob der guten Schöpfung («Alles hat Gott schön gemacht zu seiner Zeit.» Koh 3,11) Resignation und Skepsis nicht zu überhören: «Ein und dasselbe Schicksal ereilt die Gerechten ebenso wie diejenigen, die das Recht brechen; … diejenigen, die Gutes tun, wie die, die sich schuldig machen.» (Koh 9,2). So bleibt dem Menschen nichts anderes übrig, als sich mit seinem Schicksal abzufinden, denn «alles hat seine Zeit» (Koh 3,1).

ZUKUNFTSHOFFNUNG

Wiederum andere Töne sind bei den Propheten zu vernehmen. Gottes schöpferisches Wort und befreiende Tat geben Anlass zur Vision einer guten Zukunft. JHWH wird die Geschichte auf ein positives Ziel hin lenken, wenn alle Völker zum Zion strömen und ihre Schwerter zu Pflugscharen schmieden werden (Jes 2,2-4). Seherinnen und Propheten werden zum Mund JHWHs, wenn sie sich in entscheidenden Augenblicken zu Wort melden und Gottes Willen den Mächtigen dieser Welt offenbaren. Wenn dazu auch das bevorstehende Gericht gehört, vertraut Israel doch grundlegend auf Gottes heilvolle Pläne. Und das sind «Pläne des Friedens und nicht des Unglücks: Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben. … Ich werde euer Schicksal zum Guten wenden.» (Jer 29,11.14).

JESUS VON NAZARET

Die Frage nach dem Leiden des Gerechten stellte sich den Frauen und Männern in der Nachfolgegemeinschaft Jesu nach dessen Tod in voller Schärfe. Jesus erzählte von der nimmermüden Sorge Gottes für ihre Geschöpfe: Kein Spatz fällt vom Himmel ohne den Willen Gottes (Mt 10,29). Und Jesus erzählte nicht nur davon, in seinem Handeln konnten Frauen, Männer und Kinder, besonders die Armen und Kleinen, diese heilvolle Sorge Gottes erfahren. Warum denn musste gerade er den grausamen Foltertod am Kreuz sterben? Im Zeugnis der Apostelinnen und Apostel von Jesu Auferweckung schwingt das Vertrauen mit, dass selbst der Tod die Beziehung zu Gott nicht auslöschen kann.
Der Lebensfaden, der mich von meiner Geburt an mit Gott verbindet, wird also selbst im Tod nicht zerreissen? Nichts «Unabwendbares» (vgl. Atropos) kann mich von Gott trennen? Solche Sätze wage ich nur in der Hoffnung auszusprechen, dass sie sich in der entscheidenden Stunde bewahrheiten mögen.
Auch Jesu Vertrauen in Gottes heilvolle Pläne wurde bitter geprüft in jenem Garten, als er seine Gefangennahme erahnte. Im partnerschaftlichen Ringen mit Gott, im Festhalten an der Beziehung aus Treue zu mir selbst, kann ich dereinst vielleicht Jesu Bitte aussprechen: «Dein Wille geschehe». ■

[1] Elizabeth A. Johnson, Ich bin die ich bin. Wenn Frauen Gott sagen, Düsseldorf 1994, 236.
[2] Ebd. 249.

Franziska Loretan-Saladin ist Lehrbeauftragte für Predigtlehre und Spiritualität an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern und Radiopredigerin bei Schweizer Radio DRS 2.

LEBENSFADEN GERISSEN

Béatrice Bowald

Als die FAMA-Redaktion die Themen für dieses Jahr bestimmt hat, konnte ich noch nicht ahnen, dass mich mehrere Todesfälle in meiner Umgebung verstärkt über Lebensfaden und Schicksal nachdenken lassen würden.

GERISSEN ODER GEKAPPT?

Ist bei A. diesen Sommer der Lebensfaden gerissen, als sie zu Tode gestürzt ist? Oder ist dieser Tod aus heiterem Himmel das Werk der Moiren, die ihren Lebensfaden durchtrennt haben, wie es die Mythologie erzählt? Wie steht es diesbezüglich mit T., deren Lebensflamme nach schwerer Krankheit kürzlich erloschen ist? A. war noch keine vierzig Jahre alt und zweifache Mutter, T. war noch nicht ganz sechzig. Der Tod von beiden lässt sich mit der Vorstellung verbinden, dass die Lebenszeit jeweils zugemessen wird, ob von mythologischen Figuren oder von Gott. Doch diese Vorstellung hilft in der Situation nicht wirklich weiter. Zwar wäre eine ausserhalb stehende und nicht beeinflussbare Instanz dafür zuständig, was die Unabänderlichkeit und vielleicht auch Unbestechlichkeit des Schicksals bekräftigt. Doch die Bemessungskriterien für die Zuteilung der Lebensspanne bleiben intransparent. Deshalb lässt ein Tod, der nach menschlichem Ermessen zu früh kommt, nach wie vor viel stärker mit dem Schicksal hadern. Erst recht, wenn es junge Menschen trifft, wie B. und N., die diesen Frühling im Alter von gut zwanzig Jahren ebenfalls nach längerer Krankheit sterben mussten.

WELCHES SCHICKSAL?

Wenn wir die Wahl hätten, welches Schicksal würden wir vorziehen: einen plötzlichen Tod oder uns darauf vorbereiten zu können, auch wenn dies damit verbunden wäre, einem langsamen Absterben ins Auge blicken zu müssen und nicht zu wissen, was da noch alles auf uns zukommt? Welches Schicksal ist für Angehörige, Freundinnen und Freunde erträglicher? T. fand, sie hätte eindeutig das bessere Los als A., weil ihr im Gegensatz zu A. vergönnt war, die Entwicklung ihrer Kinder bis zu deren Selbständigkeit hin zu erleben. Dies erfüllte sie mit Dankbarkeit gegenüber dem Leben, das ihr geschenkt war.

VERDICHTETE ZEIT

Ich stellte mir vor, dass es unheimlich schwierig sein müsse zu spüren, wie der Lebensfaden dünner und dünner wird, und dabei immer vor Augen zu haben, dass er jederzeit reissen könne. T.s Augenmerk lag auch da nicht auf dem nahen und unerbittlichen Ende, sondern auf dem Gewebe, in dem er eingebettet war. Bereits nicht mehr zu Hause, sondern aufgehoben in einer Palliativstation, meinte sie, nun könne sie sich ganz auf sich selbst konzentrieren, was aber nicht immer einfach sei. Sie mache Erfahrungen, die vorher nicht möglich waren. Eine verdichtete Zeit, die sie als Bereicherung empfand.

Ob es auch bei A. so etwas wie eine verdichtete Zeit gegeben hat, nur dass ihr dies vielleicht nicht bewusst war? Darauf deutet hin, dass sie in den Wochen vor ihrem Tod Dinge im Zusammenhang mit Sterben angesprochen hat, die vorher nie Thema waren. Eine innere Notwendigkeit, um das, was ihr wichtig war, noch mitteilen zu können? Wie sich später weiter herausstellte, hat eine Bekannte A. wenige Tage vor dem schrecklichen Unfall beim Einkaufen gesehen und war völlig beeindruckt von deren Ausstrahlung. A. habe einen derart zufriedenen Eindruck gemacht – «wie aus einer anderen Sphäre» –, dass sie zu Hause erzählt habe, A. gehe es richtig gut. Im Rückblick ein Zeichen dafür, dass A.s Lebensfaden bereits ganz dünn und durchlässig für eine andere Wirklichkeit war?

WEITERLEBEN

Die mythologische Vorstellung vom durchtrennten Lebensfaden lässt sich als Versuch deuten, sich mit dem Unabänderlichen abzufinden. Ob es sich damit gut leben lässt? Hilfreicher scheint mir in dieser Situation das Bild eines Gewebes. An den Stellen, wo ein Lebensfaden fehlt, hat sich nicht einfach eine Lücke aufgetan, sondern ist ein neues Geflecht von kostbaren Erinnerungen entstanden, die die verstorbene Person gegenwärtig sein lassen. Das Telefongespräch mit T. im Bewusstsein darum, dass es unsere letzte Begegnung sein könnte, oder A.s Lebenslust und Energie, die sie beim Wegfahren an den Ausflug verströmt hat. – Lebensfäden besonderer Art, die inmitten von Verlust und Trauer aufscheinen und an Kraft gewinnen, wenn wir sie miteinander teilen.

Béatrice Bowald, FAMA-Redaktorin, wissenschaftl. Mitarbeiterin bei Justitia et Pax in Bern und Projektverantwortliche «Chancengleichheit und Gesundheit» bei Caritas Schweiz in Luzern.

LITERATUR UND FORUM

ZUM THEMA

Helga Volkmann, Purpurfäden und Zauberschiffchen.
Spinnen und Weben in Märchen und Mythen. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, 216 S., CHF 40.90.
Nützlich, schmückend und von sinnfälliger Symbolik – so wurde das Spinnen und Weben von jeher gesehen. Helga Volkmann geht dem alten Handwerk in Volksbräuchen, Märchen und Mythen nach, wo Göttinnen Lebensfäden spinnen und an der «Weltenwebe» arbeiten, wo Helfergestalten aus der Zauberwelt Stroh zu Gold spinnen und überirdisch feine Stoffe weben, die sich durch ein Nadelöhr ziehen lassen.

Hildegard Kirschenknapp, Parzen und Nornen.
Die poetische Ausformung der mythologischen Schicksalsfiguren zwischen Aufklärung und Expressionismus. Peter Lang, Frankfurt a.M. 2000, 214 S., vergriffen.
Das Buch gibt Einblick in unterschiedliche Ansätze literarischen Umgangs mit dem mythologischen Erbe der Parzen und Nornen. Primär wird nach dem Ursprung und nach den genuinen Eigenschaften der antiken und der germanischen Schicksalsfiguren als mythischer Vorstellung gefragt. Der Bogen erstreckt sich bis zur Umdeutung dieser Figuren in der literarischen Moderne.

Elisabeth Joris, Heidi Witzig, Brave Frauen – aufmüpfige Weiber.
Wie sich die Industrialisierung auf Arbeit und Lebenszusammenhänge von Frauen auswirkte (1820 – 1940). Chronos-Verlag, 3. Aufl. Zürich 1995, 384 S., CHF 38.00.
Aus einem reichen Quellenfundus schöpfend, der offizielle wie private Dokumente umfasst, zeichnen die Autorinnen anschaulich und konkret Konstanten und Veränderungen des Frauen- und Familienalltags am Beispiel des Zürcher Oberlands von 1820 bis 1940 auf, einer Region, die den Industrialisierungsprozess in starkem Masse erfahren hat. Besonderes Gewicht legen sie auf die Selbstwahrnehmung der Frauen aller Schichten, die sich in vielem von den gesellschaftlichen Leitbildern unterscheidet.

Kerstin Rödiger, Körper – vergessene Kategorie der Ethik?
Die Anstösse von Martha Nussbaum und Amartya Sen für eine symbolisch und sozial dimensionierte «körperbewusste» Ethik. Lit-Verlag, Münster 2003, 208 S., CHF 23.50.
Kerstin Rödiger reflektiert unterschiedliche Umgangsweisen mit dem Körper anhand eines soziologischen Instrumentariums und macht die daraus gewonnenen Erkenntnisse für die ethische Reflexion und das konkrete Handeln fruchtbar.

BUCHBESPRECHUNGEN

Sigrid Früh, Kurt Derungs, Der Kult der drei Heiligen Frauen.
Mythen, Märchen und Orte der Heilkraft, Amalia Verlag, Grenchen ²2008, 300 S., CHF 38.90.
Seit der Antike leben in Volksglauben und Mythologie drei Frauen, die für das Schicksal der Menschen zuständig sind. Im deutschsprachigen Raum sind sie als die drei Bethen bekannt. Sie sind Wind-, Mond- und Sonnenmutter, sie sind weiss und rot und schwarz. Mit der Christianisierung wurden aus den mythischen Bethen oft Schutzheilige, deren seltsamen Namen (z.B. Einbeth, Warbeth und Wilbeth) noch von ihrer heidnischen Herkunft wissen. Unzählige Abbildungen zeugen von der verbreiteten Verehrung dieser weiblichen Trinität. Die Erinnerung an die drei Heiligen Frauen ist heute noch vielerorts greifbar. Etwa im weitum bekannten Kinderlied von den drei Jungfern oder den drei Marien, in der Schweiz geläufig unter dem Titel «Rite rite Rössli». Im Lied ist stets eine der drei Frauen mit Spinnen beschäftigt! Das Buch ist eine Spurensuche entlang des Schicksalsfadens dieser drei Frauen. Es führt an heilige Orte in Deutschland und der Schweiz und zu Kulten der drei Bethen; es versammelt Zaubersprüche und Lieder, erzählt Märchen und Sagen.

Moni Egger

Agnes Barmettler, Regula Farner, u.a., Erzähl mir Labyrinth.
Frauenkultur im öffentlichen Raum. 20 Jahre Labyrinthplatz Zürich, Christel Göttert Verlag, Rüsselsheim 2011, 252 S., CHF 36.00.
Vor 20 Jahren haben Frauen in Zürich auf öffentlichem Grund und mit finanzieller Unterstützung der Stadt ein Labyrinth geschaffen und damit eine ganze Bewegung initiiert. Pionierinnen der ersten Stunde und aktuell engagierte Frauen schauen in diesem Jubiläumsband auf die zurückgelegten Wege, die angestossenen Denkprozesse und

die gemachten Erfahrungen zurück. Der Weg, auf den sie die LeserInnen mitnehmen, folgt dem Gang durch ein Labyrinth – nicht geradlinig, zielstrebig, sondern zur Mitte und wieder zurück, die Schritte und Begebenheiten reflektierend sowie darauf vertrauend, dass sich immer wieder ein Weg auftut. Unter der umsichtigen Pflege der Labyrinth-Gärtnerinnen und Gastgeberinnen eröffnet sich ein vielfältiger, farbenfroher Raum, der Begegnungen unterschiedlichster Art zulässt und ein von gegenseitigem Respekt und Achtsamkeit geprägtes Zusammenleben fördert – dies in einem Umfeld, das reich an Spannungen ist. «(E)ine Kultur pflegen, in der es allen wohl sein kann» (169), ist auch Leitmotiv ihrer Veranstaltungen und politischen Überlegungen. Das Buch lädt nicht nur zum Verweilen ein, sondern regt auch an, sich auf solche Lebensprozesse einzulassen. Es macht zudem «gluschtig», den Labyrinthplatz selbst aufzusuchen.

Béatrice Bowald

Irmtraud Fischer, Mercedes Navarro Puerto, Andrea Taschl-Erber (Hg.), Tora.
Hebräische Bibel – Altes Testament, Kohlhammer-Verlag, Stuttgart 2010, 400 S., CHF 50.90.
Der erste Band der Enzyklopädie «Die Bibel und die Frauen» ist da! Die auf 22 Bände angelegte, in vier Sprachen (deutsch, englisch, spanisch, italienisch) erscheinende Enzyklopädie wird auch dort Aufsehen erregen, wo man feministische Forschung noch immer für eine Randerscheinung hält. An ihr beteiligt sind christliche und jüdische Forscherinnen und Forscher aus verschiedenen Disziplinen. Der erste Band «Tora» lässt bereits erkennen, wie das Auswahlkriterium «Genderrelevanz» eingefleischte theologische Wahrnehmungsraster heilsam durcheinander bringt. Kein Stein bleibt auf dem anderen, wenn die biblischen Frauen samt ihren Auslegerinnen in der Geschichte des Juden- und des Christentums aus dem Gefängnis des Vorurteils befreit werden, sie seien nichts als stummer Mutterboden, unbedeutende Staffage oder gefährlich verführerische Schönheit. Die gesamte Theologie wird neu geschrieben, wenn Frauen als handelnde Subjekte entdeckt und in die Geschichte eingeschrieben werden. Wer diese epochale Entwicklung nicht verpassen will, sollte das Erscheinen der Enzyklopädie «Die Bibel und die Frauen» in den kommenden Jahren aufmerksam verfolgen.
Mehr Infos zur Enzyklopädie: www.bibleandwomen.org.

Ina Prätorius

VERANSTALTUNGEN

Frauen spinnen Schicksalsfäden
Ein hintergründiger Märchenabend mit Moni Egger, FAMA-Redaktorin und Märchenerzählerin: am 07.12.2011 in Sissach; am 12.12. in Meilen; am 15.12. in Luzern. Infos unter: www.matmoni.ch. Der Spinnerinnen-Abend kann auch für Ihren Anlass gebucht werden: maerli@matmoni.ch!

Gewalt verletzt Frauen und ihre Rechte
Die 2011 zum vierten Mal in der Schweiz stattfindende Kampagne 16 Tage gegen Gewalt an Frauen thematisiert sowohl direkte als auch indirekte Gewalt gegen Frauen. An den 16 Tagen zwischen dem Internationalen Tag gegen Gewalt an Frauen und dem Internationalen Menschenrechtstag zeigen Tausende von Organisationen weltweit Frauenrechtsverletzungen auf – und was dagegen unternommen wird. Dieses Jahr konzentriert sich die Kampagne auf Wege aus der Gewalt. Gemeinsam fordern die beteiligten Organisationen und Institutionen ein Ende von Diskriminierung und Gewalt gegen Frauen. Infos zu Aktionen und Veranstaltungen unter: www.16Tage.ch.

Fernstudium Feministische Theologie
Gemeinsam mit anderen Frauen Theologie treiben, neue Impulse sammeln, Feministische Theologie kennenlernen und anhand eigener Erfahrungen reflektieren, dies macht das Fernstudium Feministische Theologie möglich, das 2012 wieder startet. Zu den Studieneinheiten gehören die Module Feministische Theologie; Bibel; Gott/Gottes- und Menschenbilder; Ethik, Jesus, Maria & Co.; Feministische Spiritualität; Sünde, Erlösung, Abendmahl; Kirche, Aufbruch der Frauen. Verantwortliche: Dr. Luzia Sutter-Rehmann, Arbeitskreis für Zeitfragen, Biel, und Monika Hungerbühler, Frauenstelle der röm.-kath. Kirche Basel-Stadt. Anmeldung bis 27.01.2012 beim Arbeitskreis für Zeitfragen, Biel, Tel. 032 322 36 91 oder zeitfragen.frauen@refbielbienne.ch.

Mission erfüllt?
40 Jahre Frauenstimm- und -wahlrecht in der Schweiz. Frauen aus Kirche, Politik und Wirtschaft diskutieren ihr Rollenverständnis und aktuelle Entwicklungen in der Gleichstellungsdebatte, 04.11., 19.30–21.00 Uhr, Bildungszentrum 21, Basel.

Fremd und doch daheim
Eine Muslimin in der Schweiz. Gespräch zwischen Jasmin El Sonbati, Gymnasiallehrerin, österreichisch-ägyptische Muslimin und Doris Strahm, röm.-kath. Theologin, Publizistin. 10.11., 19.30 Uhr im Refektorium Offene Kirche Elisabethen Basel.

Der zweite Blick: FREMD
Filmseminar für Frauen mit Lisa Schmuckli, Philosophin, 16., 23. und 30.11., 17.15–22.00 Uhr, im Romero-Haus Luzern. Im Zentrum der Filme stehen eigenständige, unerschrockene Frauen, die sich in ihrem Alltag mutig einen eigenen Lebensraum suchen, die Konventionen hinter sich lassen, ausbrechen, zu sich selbst finden.
Anmeldung erforderlich bis 07. 11. unter www.romerohaus.ch.

Tagung zu Geborensein
«Nackt bin ich gekommen aus dem Leib meiner Mutter...» (Hiob 1,21), Tagung zum Thema «Was bedeutet es, dass wir alle geboren sind?» mit Brigitte Becker, Ina Praetorius u.a. 19.–20.11. in Boldern Männedorf. Anmeldung bei 044 921 71 71 oder tagungen@boldern.ch. Infos: www.boldern.ch.

Hagar, Israel und Gott
Vortrag von Dr. theol. Moni Egger, in dem sie ihre Dissertation «Hagar, woher kommst du? Und wohin gehst du?» (Gen 16,8) Darstellung und Funktion der Figur Hagar im Sara(i)-Abra(ha)m-Zyklus (Gen 11,27-25,18) präsentiert. 24.11., 17.15 Uhr, Universität Luzern, Frohburgstrasse 3, Hörsaal 3.A05.

Meine Wege und Umwege
Eine feministische Theologin unterwegs. Vernissage der Autobiographie von Prof. em. Helen Schüngel-Straumann. Laudatio: Prof. Silvia Schroer. 22.11., 18.30 Uhr im Forum für Zeitfragen Basel.

Fremde beheimaten
Neuentdeckungen in der Bibel mit Brigitte Becker, Bettina Sutter-Egli und Elke Rüegger-Haller. 28.11.: «Und der Fremdling, der in deinen Toren weilt» – von der Gastfreundschaft und ihren Bedingungen; 19.01.2012: «Der Exodus der Sklavin und das Lebensrecht des Wildesels» – warum manche weggehen müssen; 07.02.: «Selig sind, die verfolgt werden» – hört Unrecht gegenüber den Fremden nie auf?, 18.15–21.00 Uhr, Hirschengraben 7, Zürich.

«vier Frauen – vier Abende»
Ein Veranstaltungszyklus zu den Frauenbanden: Urgrossmutter – Grossmutter – Mutter – Tochter mit Marianne Ruedin, 17.01. zu Hedwig Dohm, 31.01. zu Hedwig Pringsheim, 14.02. zu Katia Mann, 28.02. zu Erika Mann. Anmeldung erforderlich. Infos: www.frauenbund-zh.ch.

Interreligiöser Dialog unter Frauen
Christliche und muslimische Frauen im Dialog über «Weibliche Freiheit und Religion sind vereinbart», das Manifest des Interreligiösen Think Tank. Veranstalterin: Gruppe muslimische und christliche Frauen im Dialog, Hanna Kandal, Tel. 044 322 57 84 für Kinderhüeti, 28.01.2012, 14.00–17.00 Uhr, Haus am Lindentor, Hirschengraben 7, Zürich.

HINWEISE

Frauenkalender 2012
Simone Burster, Petra Heilig, Susanne Herzog (Hg.), Im Wandel wachsen. Frauenkalender 2012, Schwabenverlag Ostfildern, CHF 29.90, mit Beiträgen zu Veränderung und Wandel u. a. von Doris und Silvia Strahm, Ina Praetorius, Reinhild Traitler und Brigitte Becker.

Mädchentag im Wald 2012
Ein Naturtag für 10–11jährige Mädchen und ihre erwachsenen Begleiterinnen am 05.05.2012. Infos und Anmeldung bei info@frauenkirchezentralschweiz.ch. Vgl. hierzu auch den Artikel von Moni Egger in dieser FAMA, S. 10.

BERICHT

Kongress der Europäischen Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen (ESWTR) in Salamanca 2011
Zweihundert Frauen, die in Theologie und Religionswissenschaft forschen, besuchten Ende August den Kongress der «Europäischen Gesellschaft für theologische Forschung von Frauen» ESWTR. Es sind Frauen aller Konfessionen und Religionen, die vereint sind in dem Ziel, das Selbstverständnis von Frauen in der Religion wahrzunehmen und neu zur Sprache zu bringen. In Salamanca hiess das Thema: «Feministische Theologie: zuhören, verstehen und antworten in einer säkularen und vielfältigen Welt.» Dabei ging es darum, «die Stimme von Frauen zu hören, die für ihre Befreiung im derzeitigen Europa kämpfen: zu verstehen, was die Ursachen dieser Kampfsituationen sind, und auf die Herausforderungen zu antworten, um eine multikulturelle und inklusive Gesellschaft sowie eine befreiende Ekklesia zu bauen.»
Zur neuen Präsidentin wurde Maaike de Haardt, Professorin in Tilburg und Nimwegen/Holland, gewählt; sie löst Angela Berlis, Professorin in Bern, ab. Der ausführliche Bericht von Hanna Strack findet sich unter: www.eswtr.org.

IN EIGENER SACHE

Wir danken!
Die FAMA erhält von der Stiftung Interfeminas eine finanzielle Unterstützung. Dafür danken wir ganz herzlich! Die Stiftung Interfeminas geht auf Dr. iur. Gertrud Heinzelmann zurück, eine Vorkämpferin für die Gleichstellung von Frauen in Kirche und Gesellschaft. Die Stiftung hat zum Zweck, Publikationen in den Bereichen Frauen- und Geschlechterforschung, Gleichstellung, feministische Zielsetzungen auf politischer, gesellschaftlicher oder kirchlich-theologischer Ebene zu ermöglichen. Diese Unterstützung freut uns und ist uns eine grosse Hilfe!

Wir gratulieren!
Dr. habil. Magdalene L. Frettlöh hat im Herbst 2011 ihre Tätigkeit als Professorin für Dogmatik an der Theol. Fakultät der Universität Bern aufgenommen. Wir gratulieren und wünschen alles Gute! Zur Erinnerung: Für ihre Habilitationsarbeit «Gott Gewicht geben» hat sie 2007 den Marga Bührig-Förderpreis erhalten.

Ich möchte die FAMA abonnieren

Name _____

Vorname _____

Strasse _____

PLZ Ort _____

- ❏ Normalabo: CHF 32.–
- ❏ GönnerInnenabo: CHF 40.–
- ❏ StudiAbo/KulturLegi: Fr. 25.–
- ❏ Auslandabo: CHF 35.– / Euro 26.–
- ❏ Einzelnummern: CHF 9.– zzgl. Porto
  Ausgabe _____

Die FAMA erscheint vierteljährlich.

Bestellzettel einsenden an: Verein FAMA, c/o Susanne Wick, Lochweidstr. 43, 9247 Henau
oder E-Mail an: zeitschrift@fama.ch

IMPRESSUM

HERAUSGEBER:
Verein zur Herausgabe
der feministisch-theologischen
Zeitschrift FAMA

REDAKTIONSTEAM:
Béatrice Bowald, Kriens
Moni Egger, Thalwil
Esther Kobel, Basel
Tania Oldenhage, Glattbrugg
Simone Rudiger, Basel
Jacqueline Sonego Mettner, Meilen
Christine Stark, Zürich
Ursula Vock, Möriken

ADMINISTRATIONS- UND REDAKTIONSADRESSE:
Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43, 9247 Henau
E-Mail: zeitschrift@fama.ch
Internet: www.fama.ch

LAYOUT:
Stefanie Süess, Zürich

DRUCK:
Gegendruck GmbH, Luzern

ABONNEMENT:
Normalabo: Fr. 32.–
GönnerInnenabo: ab Fr. 40.–
StudiAbo/KulturLegi: Fr. 25.–
Auslandabo: Fr. 35.–/Euro 26.–
Einzelnummern: Fr.9.– zzgl. Porto

FAMA erscheint vierteljährlich

FAMA 4/11

EDITORIAL 2

TEXTILE TEXTFRAGMENTE Nesina Grütter 3

AM WANDEL SPINNEN Heidi Witzig
Gesellschaftliche Umbrüche in der Neuzeit 4

IM VERBORGENEN WERDEN WIR BEKLEIDET Kerstin Rödiger
Spinntabu und Arbeitsfleiss 6

AB IN DIE SPINNWINDE! Marianne Reifers 8

MÄDCHEN AM ÜBERGANG Moni Egger
Spinnen und Initiation im Märchen 10

«WÄHLE DAS LEBEN!» Franziska Loretan-Saladin
Schicksal und Selbstbestimmung 14

LEBENSFADEN GERISSEN Béatrice Bowald 16

LITERATUR UND FORUM 17

Retours:
Verein FAMA
Susanne Wick
Lochweidstr. 43
9247 Henau

AZB 9247 HENAU

BILDNACHWEIS
Bilder von Moni Egger. Ein herzliches Dankeschön den Frauen und Mädchen, die sich für ein Portrait zur Verfügung gestellt haben!

IN EIGENER SACHE
Die einzelnen Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

VORSCHAU
Das Thema der nächsten Nummer lautet: **entblösst**